
Nikola Langreiter/Margareth Lanzinger (Hg.), *Kontinuität: Wandel. Kulturwissenschaftliche Versuche über ein schwieriges Verhältnis*

(*kultur.wissenschaften* 5), Wien: Turia und Kant 2002, 245 Seiten

Kontinuität und Wandel: Zeichnet die zwei Begriffe im Titel des hier zu besprechenden Bandes wirklich ein schwieriges Verhältnis aus? Sind sie ein Oppositionspaar oder gar Gegenbegriffe? Waren sie nicht vielmehr ein einstmals notwendiges „Frageopfer“ zur wissenschaftshistorischen und wissenschaftstheoretischen Erkenntniserweiterung, das – weil überwunden – längst Einzug in die allgemeinen Einführungen in das Fach Volkskunde gehalten hat? Fragen über Fragen? Die Frage nach dem „schwierigen Verhältnis“ wird innerhalb eines fachlich umrissenen Rahmens gestellt, der sich ganz allgemein mit „Kulturwissenschaften“ umschreibt, aber betonterweise die Volkskunde, die Geschichtswissenschaft und die Cultural Studies behandelt, damit aber zugleich Vieles, was mittlerweile unter Kulturwissenschaften subsumiert wird, ausschließt. An dieser Stelle beginnen nun die ersten epistemischen Unzulänglichkeiten. Der wissenschaftshistorische Abriss zur Volkskunde (S. 15–17) weist einige gängige Namen des Faches auf, vergisst aber wichtige richtungweisende Referenzsysteme zu diesem Thema zu nennen. Da wären beispielsweise Hans Trümper mit seinem schlanken Band zum Thema „Kontinuität in den Geisteswissenschaften“ (1973)¹ oder Günther Wiegmann, Matthias Zender, Gerhard Heilfurth (1977) mit einer der ersten klugen Einführungen in das Fach²; ebenso nicht berücksichtigt ist die folgenreiche Festschrift für Hans Moser mit dem eindeutigen Titel „Kontinuität? Geschichtlichkeit und Dauer als volkscundliches Problem“ herausgegeben von Hermann Bausinger und Wolfgang Brückner (von 1969).³ Ohne diese Arbeiten wäre die Volkskunde nicht dort angekommen, wo sie jetzt ist und ohne diese Überlegungen wäre das Thema nicht überwunden in dem Sinne, dass es unbefragt, aber doch immer kritisch mitgedacht wird. Die Tatsache, dass solche Meilensteine der Disziplin übergangen werden, muss von den Autorinnen, Nikola Langreiter und Margareth Lanzinger entweder

1 Hans TRÜMPER (Hg.), *Kontinuität, Diskontinuität in den Geisteswissenschaften*, Darmstadt 1973.

2 Günther WIEGMANN/Matthias ZENDER/Gerhard HEILFURTH, *Volkskunde. Eine Einführung* (Grundlagen der Germanistik 12), Berlin 1977.

3 Hermann BAUSINGER/Wolfgang BRÜCKNER (Hg.), *Kontinuität? Geschichtlichkeit und Dauer als volkscundliches Problem*, Berlin 1969.

bewusst und klug kalkuliert sein, oder aufgrund von Unwissenheit erfolgen. Derlei Auslassungen zeigen, dass der einleitende Aufsatz zu knapp, zu additiv, zu eklektisch und zu selektiv rezipierend ist.

Das einführende, etwas schmal geratene Kapitel, das sich dem Blick der Geschichtswissenschaften auf die Begriffsgeschichte widmet, beginnt mit einer Kritik an Lynn Hunt und dem Poststrukturalismus, ohne dabei zu merken, dass das Problem hier ähnlich gelagert ist. Die Frage nach dem Wandel ist auch im Poststrukturalismus nicht mehr notwendig zentral, nicht zuletzt, weil sich hier ebenso alle Betrachtung auf den prinzipiellen Grundsatz des ständigen Wandels bezieht. Hier gilt wiederum das vorher Gesagte: Der Abschnitt ist zu eklektisch und reiht qualitativ unterschiedliche Lehrmeinungen, Theorien und Namen aneinander, die bei genauer Lektüre prinzipiell andere Ansätze haben und schon daher als der berühmte Äpfel-Birnen-Vergleich unzulässig sind. Strukturalismus, Konstruktivismus, Systemtheorie, Anthropologie, Feminismus, Kommunitarismus und wie sie sonst noch alle heißen – jedes und jeder wird hier in je einen Satz gepackt, und alles will mit einem Begriffs- und Kulturdiskurs gedeutet, erklärt und vor allem kritisiert werden.

Die erwähnten Mängel ziehen sich, bis auf eine rühmliche Ausnahme, durch den gesamten Band. Es bleibt zu hoffen, dass er nicht genereller Ausdruck des Graduiertenkollegs „Historische Anthropologie“ ist, aus dem ja das ganze Paket von Aufsätzen resultiert. Diese Anthropologie gibt die inhaltliche Richtung an, nämlich eine Kultur der sozialen Gefüge zu definieren, Kultur als primär sozial konstruiertes Gebilde auszuweisen und eine – ich formuliere absichtlich polemisch – Betroffenheitswissenschaft zu artikulieren. So kommen die Themen vielfach auch aus Bereichen, die man ehemals unter den Bogen der Sozialwissenschaften und nicht unter Kultur- und Geisteswissenschaften subsumierte: Behinderte, Witwen, Jugendliche, Krankheit. Auch daran kann man einen Wandel, den die (Kultur)Wissenschaft inzwischen vollzogen hat, erkennen. Was hier vorsichtigerweise als „kulturwissenschaftliche Versuche“ angekündigt wird, sind Beiträge, die sich theoretisch versiert zu geben versuchen, sich dabei jedoch unentwegt in einem selbstreferenziellen Bezug durch betonte Affirmation erklären. Dies ruft Assoziationen an ein vielgeübtes Paradoxon wach: So stellen die meisten der Arbeiten die besondere persönliche Beziehung des Forscher/der Forscherin zum Thema in den Vordergrund, um gleichzeitig einen großen theoretischen Überbau vermitteln zu wollen. Es ist viel die Rede von Biografie, Autobiografie und empirischen Zugängen, und nicht umsonst wird der Band mit einem Beitrag von Gert Dressel unter dem Titel „Wissenschaftlicher Wandel durch biografische Erfahrungen? Zum Beispiel: Kulturwissenschaften und KulturwissenschaftlerInnen“ (S. 209–235) abgerundet.

Dressel kreist um die Bedeutung der Frage nach der persönlichen Befindlichkeit von Wissenschaftlern zur Erkenntniserweiterung und bemüht den Mediziner und Serologen Ludwik Fleck zur Beweisführung. Fleck rückte in letzter Zeit mit seinen erkenntnistheoretischen Arbeiten immer mehr in den Mittelpunkt des Interesses der Wissenschaftstheoretiker, nicht zuletzt auch des Umstandes wegen, weil Thomas Kuhn von seinen Arbeiten beeinflusst war, aber auch, weil Fleck als Jude im KZ bei der Erforschung von Vakzinen den Autodynamisierungsprozess von Wissen und Unwissen, Vorwissen, von wahren Wissen und Irrtum reflektierte. Dressels Vorwurf, an wen auch immer, solche Arbeiten nicht genügend gewertet und damit eine Erstarrung der Wissenschaften gefördert zu haben, wirken absurd. Zu meinen, wenn die „disziplinären Verhältnisse in Unordnung geraten, die Abhängigkeitsverhältnisse zwischen den Generationen (LehrerInnen und SchülerInnen) im Wissenschaftsbetrieb geringer sind und die soziale Verfasstheit des wissenschaftlichen Feldes heterogenisiert wird“ (S. 216 f.), führe dies zu einer „Dynamisierung“ im Wissensprozess, ist allein deshalb falsch, weil dann der Umkehrschluss wirksam würde. Die von den Fleckschen Überlegungen beeinflusste Kuhnsche Paradigmeninkommensurabilität hat mit dieser Art von Kausalitätsdenken nichts zu tun. Das Lob auf das „biografische Erfahrungspotenzial“ (S. 217), wie der Autor es über viele Seiten singt, wird hier in einen falschen Zusammenhang gebettet. Autobiografie und Erfahrungswissen zu vermengen, und, wie es hier geschieht, in einen erkenntnistheoretischen Zusammenhang stellen zu wollen, verkennt, dass erstens Wissen und Meinen zwei unterschiedliche Kategorien des Denkens und Erkennens darstellen, und dass die Wissenschaftstheorie hier zweitens am klassisch kantischen Modell des Erkenntnisvermögens als Vernunftvermögens hängt. Dieses ist jedoch weit von autobiografisch/therapeutischen Selbstbefindlichkeiten entfernt. Selbsterfahrung dann schließlich als zentralen Auslöser für die Veränderung der Wissenschaftslandschaft zu stilisieren, scheint schwer nachvollziehbar, ebenso der Gewinn, den der Autor glaubt aus der Loslösung von der klassisch professoral strukturierten Universität ziehen zu können. Die Entwicklung der Wissenschaftslandschaft und die der Universität in ihrem momentanen Zustand sprechen schlicht dagegen.

Zwischen den eben besprochenen Beiträgen stehen zwei, die es verdienen, eingehender besprochen zu werden: Da ist zum einen die kulturanthropologische Arbeit von Gudrun Hopf zum Thema geistige Behinderung (S. 113–137). Die Autorin geht davon aus, dass Behinderung im alpinen Raum einmal mehr auf gesellschaftlichen Zuschreibungen beruht als auf „realen“ Bewertungen. Zum anderen unterliegt sie jedoch dem, was

sie „naturräumlichen“ Topos nennt, gegen den kulturell zu argumentieren schwer ist. Der Beitrag versteigt sich, wenn versucht wird, durch die Gesindepraxis und das Erbrecht eine kausale Verbindung zur geistigen Behinderung herzustellen. Tatsächlich ist eine reale Bedingung für geistige Behinderung vor allem im 19. Jahrhundert die Unterversorgung mit Jod, und nicht die soziale und patriarchale Gesellschaft mit ihrem starren Erb- und Höferecht, wie die Autorin glaubt. Nicht umsonst sind die geistigen Behinderungen, die erstmals flächenmäßig durch die kameralistischen Erhebungen des 19. Jahrhunderts festgehalten und sichtbar gemacht wurden, unter dem Begriff Kretinismus erfasst und häufig mit „Kröpfen“ beschrieben worden. Die Schilddrüsenvergrößerung „Kropf“ hat also eine regional-physiologische Ursache, den Jodmangel. Hier wird ein realer Grund des Phänomens, dem sich bedeutende Mediziner ernsthaft zugewendet hatten, zugunsten der Erzählung einer „sozialen Konstruktion“ vernachlässigt. Diffus werden Hopfs Ausführungen, wenn noch die psychischen Krankheitsbilder ins Thema aufgenommen und ähnlich abgehandelt werden. Es ist ein Irrtum anzunehmen, der Kretinismus sei ein „typisches konstruiertes Krankheitsbild“. Nicht nur, dass die Autorin hier die Quelle, die sie angibt, missversteht, vielmehr bezieht sie sich auf weitere Stellen eines ausschließlich diesem Thema gewidmeten Beitrages der Rezensentin in der Kulturzeitschrift „Kuckuck. Notizen zur Alltagskultur und Volkskunde“ von 1997, der im Weiteren jedoch nicht ausgewiesen wird. So übernimmt sie Ansätze, wonach es einen regelrechten Forschungstourismus gegeben habe, der das Bild des Kretins perpetuiert habe. Was ebenso schwer wiegt, ist das Nicht-Berücksichtigen der 1985 erschienenen ersten ausführlichen Arbeit zu diesem Thema in Österreich von Inghwio aus der Schmitten.⁴ Zu diesen methodischen (und sicher auch erkenntnishemmenden) Defiziten gesellen sich zu guter Letzt noch die offensichtlichen Schwierigkeiten der Autorin, Begriffe wie Realität, Wirklichkeit und Konstruktion abzugrenzen.

Anders dagegen und darum hervorzuheben ist die Arbeit von Ernst Langthaler über „Feiern im Wiederaufbau. Identitätspolitik in einer österreichischen Dorfgesellschaft 1945–1960“ (S. 137–164). Aufmerksam blickt der Autor auf die Marktgemeinde Frankenfels im niederösterreichischen Voralpengebiet. Er schaut auf symbolische und metaphorische Ausformungen, berücksichtigt Reden der Geistlichkeit, der niederen Politik

4 Inghwio AUS DER SCHMITTEN, Schwachsinnig in Salzburg. Zur Geschichte einer Aussendung, Salzburg 1985.

und die Festtagskleidung des „Volkes“ wie auch die nicht zu unterschätzende Bedeutung der Auswahl des Wappenbildes für das Gemeindewappen. Er zeigt, wie die „soziokulturelle Praxis von Identitätspolitik“ (S. 138) anhand von Dorffesten funktioniert und wie sich nationale Praktiken der Selbstfindung, gleich welcher politischer Couleur, manifestieren. Nun ist die von Langthaler beschriebene Zeit keine unbedeutende Phase österreichischer Geschichtsschreibung. Im Gegenteil, sie ist eine der nachhaltigsten Abschnitte zur Stütze des gegenwärtigen österreichischen Selbstbewusstseins. Und dass dies so ist, zeigt eben dieser Beitrag. Alle Register dessen, was uns zur Bestimmung von kulturell-nationalen Mythen dient, wie die Emblematisierung, eine kollektive Gedächtnisfähigkeit, die verschiedene politische Symbolik und Rhetorik (beispielsweise eine biologische Metaphorik) und die Architektur, werden gezogen und gedeutet. Der Historiker Langthaler zeigt hier damit etwas, was im Bereich der Volkskunde (nunmehr Europäischen Ethnologie) mehr als einmal festgestellt wurde. Dies, sei an dieser Stelle erwähnt, geschieht nicht etwa um den Autor abzuwerten (ganz im Gegenteil), sondern vielmehr um die inzwischen als selbstverständlich gewordene Interdisziplinarität deutlich zu machen. Sie ist der eigentliche Wandel innerhalb der Kontinuitätsdebatte – nicht die ständig geübte und permanent besprochene Selbstreflexion. Wenn man anhand der Quellenangaben nicht die wissenschaftliche Herkunft des Autors als Historiker erkennen könnte, dann könnte man annehmen er entstamme der Münchner Historischen Schule der Volkskunde. Darin liegt vielleicht die Antwort auf den Titel des Bandes, der ja in den Beiträgen nun tatsächlich nicht immer (gleich) verstanden werden kann.

Etwas außerhalb des Bandes und seiner thematischen Schwerpunkte steht das Nachwort von Clemens Zimmermann. Es ist eine wohlgemeinte und wohlgesonnene Zusammenfassung aller abgedruckten Beiträge und man wird den Verdacht nicht los, es sei das Nachwort eines „Lehrers“. Die dabei etwas strapazierte Rede von der Ungleichzeitigkeit wirkt technisch als guter Griff, um alle thematischen Richtungen argumentativ versammeln und positiv bewerten zu können. Zwischen der Auflistung der Beiträge findet sich ein fach- und sachkundiger Historiker wieder, der, wenn er nicht den Bogen zur positiven Rezension finden will, das zu klären sucht, was Kontinuität und Wandel denn nun doch noch sein könnten. Da er das literarische Referenzsystem jedoch innerhalb der Zitate der übrigen Autoren ansiedelt, bedeutet dies, dass sich der Kreis schließt und der Zirkel der sich in der Wissenschaft Übenden wohl in sich gefangen bleibt.

Abschließend heißt dies zum einen: Die kulturelle Anthropologie, wie sie hier gezeit wird, ist eine Betroffenheits- und Bezugsanthropologie. Zweitens kreisen die Autoren (Historiker, Volkskundler, ein Romanist) mehr oder weniger immer um dieselben Autoren, die – so kann es für die Europäische Ethnologie gesagt werden (die ältere Fachbezeichnung „Volkskunde“ wird tunlichst vermieden) – eine sehr selektive Auswahl darstellen, die wissenschaftshistorisch schlicht unvollständig dargestellt ist. Drittens tut sich hier ein Problem auf, das man eigentlich, so vermitteln es die Absichten der meisten Autoren, überwunden wissen wollte: Indem man sich von der guten alten professoralen Universität verabschiedet hat, indem man Abhängigkeiten – und damit Kontinuitäten und Traditionen – abgeschafft und Autonomie angestrebt hat, glaubt man neue Dynamiken und Kreativität in diese Landschaft gebracht, d. h. einen positiven Wandel erzielt zu haben. Doch genau das Gegenteil scheint der Fall. Das Ergebnis ist ein Verfahren, das Wissenschaftstheorien, Wissenschaftsgeschichte, Begriffsgeschichte und die jeweiligen Theorien vermengt – und dies um den Preis der inneren Konsistenz. Der Beitrag zum Dorffestwesen bildet hier eine achtbare Ausnahme, gerade weil er sich an einen klar ausgewiesenen und in sich konsistenten Quellen- und Begriffsapparat hält, folglich methodisch traditionell agiert; jedoch ohne konservativ zu wirken.

Elsbeth Wallnöfer-Köstlin

Andrea Leonardi/Hans Heiss (Hg.), *Tourismus und Entwicklung im Alpenraum 18.–20. Jh.*

(Tourism & Museum. Studienreihe des Touriseum 1) Innsbruck/Wien/München/Bozen: Studienverlag 2003, 582 Seiten.

Noch bevor auf die einzelnen Beiträge des Bandes eingegangen wird, sind zwei Dinge lobend hervorzuheben: zum einen die jedem Beitrag angefügte Kurzfassung in englischer und deutscher bzw. italienischer Sprache, zum anderen die umfangreiche Bibliographie, die weit über die in den Beiträgen verwendete Fachliteratur zum Thema Tourismus hinausgeht.